



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Gottfried Keller. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir schließen diese Skizze mit einem Wunsche. Möge es die österreichische Archäologie, die erst vor kurzem an der Wiener Universität sich ein neues Institut geschaffen, bald als ihre Aufgabe betrachten, eine systematische Aufgrabung und Durchforschung der Trümmer Virunums vorzunehmen. Es giebt kein Land, wo mehr Eifer und Geschick für die Erkenntniß mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunstdenkmäler aufgeboten würde und das ein trefflicheres Centralorgan für diese Forschungen besäße als Deutsch-Oesterreich. Eine versunkene Römerstadt aber, bei der keine moderne Bebauung die Nachgrabungen hindert, nur Feld und Wald die Reste decken, ist gewiß der Aufmerksamkeit werth. Ein Pompeji freilich wird man nicht finden, aber nach dem Bisherigen darf man wohl mit Sicherheit Kunstwerke mannigfacher Art erwarten und wird vor allem über die ganze Anlage einer der bedeutendsten Römerstädte auf nun deutschem Boden ins Klare kommen.

Dresden.

Otto Raemmel.

Gottfried Keller.

Von Adolf Stern.

1.

In keiner zweiten Literatur sind die individuellen Verschiedenheiten des Talents und der persönlichen Dichtererrscheinung so groß und tiefgehend wie in der deutschen, bei keinem zweiten Volke sollte die Gewöhnung an die Vielartigkeit der Begabungen und Naturen eine so allgemein verbreitete sein wie bei uns Deutschen. Gleichwohl empfinden wir jeden Tag, daß ein großer Theil des Publikums und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Kritik sich fort und fort in höchst einseitigen Vorstellungen über die Eigenart und die Erscheinungsformen des poetischen Talents bewegen. Wollte man nach Paradoxen haschen, so ließe sich sagen und bis zu einem gewissen Punkte erweisen, daß ein Theil der Deutschen seine Dichterideale wo nicht gar nach der Sammerfigur des Lorenz Kindlein in Kogebues „Armen Poeten“, so doch nach dem Bilde des braven, frommen Gellert einerseits und dem des jugendlich enthusiastischen Theodor Körner andererseits formt und dann regelmäßig enttäuscht ist, wenn ein Dichter mit keinem Zuge an einen dieser beiden erinnert. Die hohe Tageskritik aber, die natürlich sehr wohl weiß, daß die poetischen Darsteller der Welt mannigfaltig sind und sein müssen, wie die Welt selbst, hat wechselnde Lieblingsnei-

gungen und verharret im Großen und Ganzen noch so ziemlich bei einer Vorstellung, die zu einem Drittel aus Byron, einem anderen aus Heine, einem letzteren aus Herwegh oder sonst einem beliebigen politischen Poeten stammt. Wo sich Züge dieser Idealvorstellung finden oder wo man vermeint sie zu finden, da ist man auch mit dem Worte „echter Dichter“ freigebig, an Orten, an denen man sonst gewöhnt ist den gewandten Schriftsteller bedeutend höher zu schätzen als das eigentlich schöpferische Talent. Und so bleibt es immer bei der alten leidigen Thatsache, daß gerade die eigenthümlichsten, selbständigsten, in ihrer Weise bedeutendsten Begabungen mit tausend Schwierigkeiten, vor allem mit dem ausgesprochenen Widerwillen zu kämpfen haben, sich in eine fremde, starke Individualität zu finden und die Welt im Spiegel derselben zu erkennen. Prüft man die ablehnenden Stimmen, welche im Publikum gegen eine solche Individualität laut werden, die Kritik, die an ihr geübt wird, auf ihren innersten Kern, so tritt immer neu zu Tage, daß man die Züge und die angeblichen Eigenschaften des einseitigen Poetenideals vermißt. Wir werden inne, einem wie großen Publikum die Hauptsache an aller Poesie: concentrirtes, starkes, warmes, erhöhtes und verklärtes Leben als vollkommen nebensächlich erscheint, und wie viele Dichter für die Biergroschengallerie, um mit Carlyle zu reden, sich diesen Umstand zu Nuze zu machen suchen.

Freilich hegt das Publikum und zumal das heutige ein entschiedenes und unruhiges Verlangen nach gewissen äußerlichen Momenten des Lebens und möglichst reichem Wechsel in der Vorführung dieser Aeußerlichkeiten. Die alte Lust an Abenteuer, welche die Hörer des mittelalterlichen wandernden Spielmanns und Erzählers erfüllte, ist nie völlig ausgestorben. Wie natürlich, hat sie in jeder Zeit andere Formen angenommen und in unserer eigenen bekanntermaßen nicht die erfreulichsten. Aber zwischen der Lust an novellistisch aufgeputzten Criminalgeschichten und jeder Art von „Actualität“, an welchen unsere modernen Romane nur allzureich sind, und der innerlich lebendigen Darstellung wirklichen Lebens liegt eine breite Kluft. Gerade diejenigen, die scheinbar am meisten nach Leben in der Dichtung verlangen, wollen vom echten Leben am wenigsten wissen. Die Enthüllung der tausend Erscheinungen, der Höhen und Tiefen im scheinbar Alltäglichen, die Darstellung der Leidenschaft und der ursprünglichen Menschennatur überhaupt, erschreckt sie und erfüllt sie mit Unbehagen, die innere und äußere Wahrheit der poetischen Erfindung wird von ihnen Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit gescholten. Will der Schriftsteller nicht bloß das flachste Zerstreuungsbedürfniß befriedigen, will er seine Leser tiefer erfassen und mit einem Worte Dichter sein, so begehren sie eine „schöne Täuschung“, das heißt in den meisten Fällen Phrasen und rhetorische Wendungen, und wider-

Grenzboten III. 1880. 57

stehen dem Hauch echter Empfindung und reiner Schönheit, der sie auch aus den lebenskräftigsten Schöpfungen wirklicher Poesie anweht.

So und nur so hat es geschehen können, daß einer ganzen Reihe wahrhafter Dichter die Gabe der Dichtung schlechthin abgesprochen worden ist, und daß für mehr als ein selbständiges, ureigenthümliches Talent die genießende Welt den rechten Maßstab erst spät gefunden hat. Auch dem Dichter, welchem diese Zeilen gelten, Gottfried Keller, der bedeutendsten poetischen Natur, mit der die deutsche Schweiz bis heute unsere Literatur bereichert hat, ist diese Erfahrung nicht erspart geblieben.

Anlaß, Gottfried Kellers zu gedenken, haben wir nicht nur durch die Betrachtung, daß er, obschon nach einem Vierteljahrhundert die Zeit der Anerkennung und des Verständnisses für ihn gekommen scheint, noch bei weitem nicht genügend gekannt ist, sondern auch durch das Neuerscheinen seines genialen Erstlingsbuches „Der grüne Heinrich“.*) Es ist beinahe ein Menschenalter vergangen, seit dieser Roman zuerst die Augen kleiner Kreise auf den Dichter lenkte. Die lyrischen Anfänge Kellers liegen noch viel weiter zurück und fallen in die Zeit vor 1848. Und doch zeigen die neuesten Schöpfungen des Züricher Dichters die gleiche lebensvolle Originalität, die gleichen eminenten Vorzüge. Eine Abnahme der Kraft und Frische scheint in den mehr als dreißig Jahren, in denen Keller (gegenüber dem Publikum allerdings mit bedeutenden Unterbrechungen) poetisch geschaffen hat, zu keiner Zeit eingetreten. Mit mehr oder minder Glück, mit mehr oder minder Stimmungsgewalt und sprachschöpferischem Vermögen hat Keller eine Reihe grundverschiedener poetischer Aufgaben gelöst. Und obschon der Dichter das Prädicat der Originalität entschieden in Anspruch nehmen darf, ist er glücklicherweise doch niemals ein „Specialist“ geworden. Die übliche Ausbeutung eines glücklichen poetischen Einfalls in beständiger Wiederholung, die Beschränkung auf eine eng begränzte Zahl von Situationen und Charakteren, durch welche zahlreiche treffliche moderne Schriftsteller so rasch zu Manieristen werden, haben seiner naiv keuschen und künstlerisch vorwärtsstrebenden Natur immer fern gelegen. Die reiche Mannigfaltigkeit seiner Menschendarstellung offenbart sich um so besser, als die heimatische deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart meist der Hinter- und Untergrund der Romane und Erzählungen Kellers bleibt und in gewissem Sinne, wenigstens in dem Roman „Der grüne Heinrich“, mit ihrer Eigenart auch die Voraussetzung des hier dargestellten Menschenschicksals ist.

Keller hat seinen Roman einer Umarbeitung unterzogen, die allerdings

*) Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. Stuttgart, J. G. Cöschensche Verlagshandlung.

noch nicht völlig vollendet ist. Denn von der Neuausgabe liegen uns zunächst nur jene drei Theile vor, welche die Schicksale Heinrich Lees von seinen Knabentagen bis zum Beginn der zweiten Periode seines Aufenthalts in einer deutschen Kunststadt (München) und bis zu seiner plötzlich eintretenden Vereinfachung erzählen. Immerhin aber reichen diese ersten Bände hin, um die Frage aufzuwerfen und zu lösen, mit welcher man nicht nur an den „Grünen Heinrich“, sondern thatsächlich an alles, was Keller (die beiden lyrischen Sammlungen ausgenommen) gebichtet hat, herantreten muß, die Frage: Genügt zur vollen und tiefsten poetischen Wirkung die Darstellung eines voll angeschauten, voll mitempfundnen, in seiner Weise bedeutenden und mächtigen Stückes Menschenleben, oder genügt sie nicht? „Der grüne Heinrich“ ist ein Roman, dessen Held (ein Künstler, wider dessen innerliche Entwicklung sich im Grunde von der ersten Stunde an alles verschwört, während ihn vieles zu fördern scheint) weder als Idealfigur im landläufigen Sinne, noch als abschreckende Gestalt, als warnendes Exempel im gewöhnlichen Wortsinne hingestellt werden kann. Es ist ein eigenthümliches, in seiner Weise einziges Menschenschicksal, das der „Grüne Heinrich“ vorführt. Der Roman ist von jedem tendenzösen Zug, jeder verstärkten Absicht, auch der, welche mit der echten Poesie noch vollkommen vereinbar und in ihr gestattet ist, so frei, daß ihn Naturen, die der Tendenz bedürfen und am Menschenschicksal an sich keinen Antheil nehmen wollen oder können, nothwendig uninteressant finden müssen. Auf der andern Seite: er ist so erlebt, durchlebt, so getränkt von quellendem Leben, so durchhaucht von unmittelbarer und leidenschaftlicher Wärme, er umspannt, indem er ein Einzelschicksal eines irgehenden, tastenden, suchenden Menschen bis in die letzten Tiefen enthüllt, eine solche Fülle, eine Welt verschiedenartiger, köstlich origineller Gestalten und jener Wunder, die sich fort und fort mitten in der Welt des Alltags ereignen, daß er dem Antheilnehmenden noch reicher erscheinen mag als er ist. Nur dem, welcher das Recht der ewigen, der unmittelbaren Poesie anerkennt, kann die ganze Bedeutung eines Buches wie „Der grüne Heinrich“ ist, entgegentreten. „Naiv“ ist hier freilich nicht in dem Sinne zu verstehen, daß die Reflexion über menschliche Zustände, über Räthsel des Lebens und der Natur an dem poetischen Gebilde keinen Antheil hätte. Im Gegentheil ist das Element der Reflexion um so stärker, als der „Grüne Heinrich“ die ganze Lebensentwicklung und also auch die Gedankenentwicklung eines begabten Autobiographen der kräftigsten Art darstellt. Wir wagen nicht zu sagen, daß er ein autobiographischer Roman in dem Sinne sei, in dem Karl Philipp Moriz seinen „Anton Reiser“ geschrieben, aber unzweifelhaft hat der Dichter eine Fülle persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen, innerer noch mehr als äußerer, in sein Buch hineingebichtet. Aber was immer das Verhältniß Kellers zur Erfindung des

„Grünen Heinrich“ sein möge, so erfährt die Jugendgeschichte des Malers Heinrich See den Leser mit jenem anfänglich fast unmerklichen, im Verlauf der Begebenheiten stärker und stärker wirkenden Zauber, den nur poetisch geläutertes Leben hervorzubringen vermag, der selten von der bloß spannenden Handlung, der Actualität im gemeinen Wortsinne und niemals von der klingenden Phrase ausgeht.

Für dramatisch gesteigerte, zugespitzte Erzählungen ist es ein hohes Lob, wenn sich ihr breiterer Inhalt in wenigen kurzen Zügen, mit knappen Worten wiedererzählen läßt. Umgekehrt giebt es Romane und Novellen, von deren Wesenheit sich durch ein Referat kaum die leiseste Vorstellung geben läßt. In diese letztere Klasse gehört der „Grüne Heinrich“ Kellers. Natürlich fehlt es ihm nicht an einer klar entwickelten Handlung. Vom „Lob des Herkommens“ bis zum Aufbruch des werdenden Malers in die deutsche Kunsthauptstadt schreitet die Erzählung fest vor, um im vierten Bande auf ihren Höhepunkt zu gelangen und alle Fäden zu vereinigen. Aber wie dürftig und kahl müßten sich im Referat jene Begebenheiten ausnehmen, die ganz in Stimmung getaucht, im Detail von so wunderbarer Sicherheit und so echtem organischem Wachstum sind, daß sie schlechterdings genossen sein wollen. Keine Wiedererzählung des reichen Inhalts vermöchte die Reinheit und Sicherheit der einzelnen Züge, die sinnliche Stärke und warme Unmittelbarkeit des Ganzen wiederzugeben.

Wir stehen auf deutschem Schweizerboden und in der Jugendgeschichte des Helden zwischen Stadt und Land, zwischen den Kreisen des nüchternen Erwerbs, der emsigthätigen Sparsamkeit und jener harten Lebensführung, die den Cantonrepublikanern ihr eigenstes Gepräge giebt, und zwischen jenen behaglichen Lebenskreisen, die zu fest und sicher auf ihrem eigenen Gute sitzen, um sich nicht einem mäßigen und anspruchslosen Genuß Tag für Tag hingeben zu können. Als der Sohn eines in seiner Art tüchtigen und hochstrebenden Mannes, welcher früh gestorben ist, wächst Heinrich See unter der Obhut einer nüchtern braven Mutter auf, welcher er, phantastievoll und phantastisch, wie er ist, schon in den Knabentagen entwächst. So wird von früh auf sein Leben von den wunderbarsten Anstößen der Außenwelt, von Zufällen bestimmt und vorwärts getrieben; er entscheidet sich, Künstler zu werden, ohne noch einen klaren Begriff von der Kunst bekommen zu haben, ohne tüchtige und mehr als zufällige Förderung zu finden. Die Tragik seines Lebens liegt von Haus aus darin, daß in den Kreisen, in denen er seine Jugendjahre verbringt, für seine Natur und sein Wollen weder Verständniß noch Raum ist, und daß ihn doch die Pietät und alles, was diese Kreise sonst zu geben haben, Jahr um Jahr festhalten. In den Jahren des Lernens nimmt der phantastische Jüngling unter besonderen Umständen einen guten Theil des Lebens vorweg: meisterhaft ist sein

frühes Liebesleben zwischen der schlanken, feinen Schulmeisterstochter Anna und der trotzig sinnlichen Judith geschildert; die Idylle der verschiedenen Aufenthalte Heinrich Lees auf dem Gute seines Oheims, in der romantischen Umgebung erreicht das Höchste, was der Dichter überhaupt zu geben vermag. Nicht nur Gestalten werden hier vor uns lebendig, nicht nur blicken wir tief in die Seele des Helden und aller der Menschen hinab, mit denen er in diesen fast traumhaften und doch so lebensvollen Zuständen in Berührung kommt, nicht nur tritt die Scenerie der Handlung in heller Beleuchtung und kräftigen Farben vor uns, sondern es erfolgt jenes wunderbare Zusammenschmelzen der Stimmung in Natur und Leben, welches uns in aller Einfachheit immer wie die Enthüllung innerster Geheimnisse berührt. Wir athmen mit dem Dichter den Hauch des thaurischen Morgens, des sonnenheißen Waldes, wir durchleben den phantastisch eindrucksvollen Wechsel der wunderlichen Begegnungen, die dem jungen Heinrich Lee zu Theil werden, und die Entfaltung einer Jugendliebe, deren Leid und Seligkeit sich unter dem Andrange des Alltags und unter den Augen der Alltäglichen wie eine fremde Blüthe entfalten muß, die für ein heimisches Kraut genommen wird. Die Poesie, welche der Dichter in das Gemeinste und Unscheinbarste zu legen weiß, die Innigkeit, mit der er sich dem Detail seiner Geschichte hingiebt und doch kaum ein und das andere Mal im vorwärtsdrängenden Zug der Erzählung nachläßt, fordern zu den stärksten Vergleichen heraus, und doch sind alle Vergleiche falsch: Gottfried Keller ist und bleibt er selbst, und die Sicherheit, mit der er die Elemente seines Romans mischt und beherrscht, erwächst nur aus dem Boden seiner persönlichsten Eindrücke. Mit aller mannigfaltigen Erfindungskraft, aller Objectivität, die den Dichter auszeichnen, verleugnet er den subjectiven Kern seiner ursprünglichen Anlage so wenig, als den heimatlichen Zug, der durch den „Grünen Heinrich“ wie durch die späteren Dichtungen Kellers hindurchgeht.

Es ist natürlich mehr heimatlicher Zug, Eindruck und Einfluß der Umgebungen, als ein Mangel der poetischen Natur, wenn die Vorstellungsweise Kellers hier und da ein Element ungeliebter Prosa und eine moralisch prosaische Betrachtung, die nicht subjectiv und wirkliches Eigenthum des Dichters geworden ist, aufweist. Der Poet, dem das tiefste Empfindungsleben erschlossen ist, dessen Gestalten meist von echtem Herzschlage und von gutem Blute sind, nimmt gelegentlich ein paar Situationen und ein paar Figuren auf, welche nur äußerlich eine Lücke füllen helfen und eine gewisse Nüchternheit nicht einmal mit dem Zaubermittel bewältigen, welches ihm sonst in reichster Maße zu Gebot steht. Denn der eigentliche Fluß des Romans in allen Theilen, wo sich der Dichter nicht dramatisch darstellend und in breiterer Detaillirung ergeht (was freilich bei den vorzüglichsten Partien des „Grünen Heinrich“ überall der Fall

ist), wo er gleichsam referirend verfährt, wird durch den köstlichen Humor, der ihm eigen ist, bewirkt. Durch seinen Humor wird Keller in die Reihe der ersten humoristischen Dichter gestellt; auf ihn trifft Jean Pauls Charakteristik, daß Humor Lachen unter Thränen sei, genau so weit zu, als der Humor unseres Dichters tief aus dem Gemüthe quillt und den innersten Antheil, ja das innigste Mitleid an der verspotteten Thorheit und tragischen Beschränktheit der Menschennatur zur Voraussetzung hat. Daneben fehlt ihm auch der derbe, lustige Mutterwitz nicht, der über eine wirkliche Caricatur selbst ausgelassen lachen mag und das Lachen der Andern herausfordert. Und doch ist unseres Dichters Humor keineswegs der Todfeind des wirklich Erhabenen, denn er streift die Rehrseite des letzteren kaum hie und da mit flüchtigem Blick und wird immer im rechten Augenblicke vom tiefsten Ernst und der schlicht an die Erscheinung hingebenden Wärme abgelöst. Ja, die Mischung von Humor und Tragik, von überlegenem Spott des Dichters über die Gebrechlichkeit des Weltwesens und der Menschennatur und die tief ergreifende und erschütternde Darstellung der leuchtenden besten Seiten eben dieser Natur hat in der That etwas, was an Shakespeare gemahnt. Im Erstlingsroman ist diese Mischung noch nicht überall gleich glücklich; gewisse Tiefen des Lebens haben sich dem Dichter noch nicht erschlossen. Aber sie ist vorhanden und von mächtiger Wirkung. Es wird einst eine Aufgabe für die eingehende Kritik sein, zu welcher dieser Dichter wie wenige herausfordert, die Anfänge, die Keime aller seiner späteren Eigenthümlichkeiten und Vorzüge im „Grünen Heinrich“ nachzuweisen. Mit vollem Antheil harren wir des Abschlusses der Neubearbeitung und überblicken inzwischen die Reihe der Schöpfungen Kellers, die zwischen die erste Niederschrift seines Romans und die neue Ausgabe desselben fallen, Schöpfungen, welche den Erfindungsreichthum, die Phantasie wie die Gestaltungskraft des Dichters ins hellste Licht setzen.

Die Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer in Düsseldorf.

Auch die eifrigsten Förderer der modernen Bestrebungen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes werden es nicht leugnen, daß die so schnell in Fluß gekommene, von so lebhaftem Enthusiasmus getragene Bewegung auch manche Ueber-